



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Rhamm, Karl: Germanische Altertümer aus den Bauerdörfern Nordungarns  
: 1. Durch slowakisches Land nach Deutsch-Praben : (Schluß.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

unsrer Strafrechtspflege eintreten wird. Der jetzige Zustand, der nur als ein Kompromißzustand bezeichnet werden kann und der in dem Gesetze jeder Ansicht ein wenig Rechnung trägt, indem er Schwurgerichte, Schöffengerichte und Juristengerichte einführt, ist auf die Dauer unhaltbar. Die Gesetzgebung muß sich entscheiden für Juristengerichte oder für Volksgerichte oder — und das wird sie voraussichtlich thun — für die harmonische Vereinigung beider, für die Schöffengerichte. Immerhin möchte ich, wenn es überhaupt nötig sein sollte, warnen vor allzugroßem Drängen nach Änderung der jetzigen Gesetzgebung. Noch sind die Schöffengerichte nicht lange in Wirksamkeit, noch sind die heutigen Juristen nicht gewohnt, mit ihnen zu arbeiten. Zur vollen Geltung werden sie erst kommen, wenn eine jüngere Generation herangewachsen sein wird, die sie als etwas Bestehendes selbstverständlich hinnimmt und ihnen ohne Mißtrauen entgegentritt. Dann erst wird die Frage der Ausdehnung der Schöffengerichte auf die Gerichte aller Ordnungen zur Entscheidung reif sein, und dann erst wird man auch in der Lage sein, ihnen auf Grund gemachter Erfahrungen diejenige Gestaltung zu geben, die sie am besten zur Erfüllung ihrer Aufgabe geeignet machen.



## Germanische Altertümer aus den Bauerndörfern Nordungarns.

Von Karl Rhamm.

I. Durch slowakisches Land nach Deutsch-Praben.

(Schluß.)



On hier an, überhaupt in Nordungarn, ist der Reisende, wenn er auf die Dörfer geht, auf Gnade und Barmherzigkeit den jüdischen Wirten preisgegeben, die, wie mir scheint, das Gastwirtsgewerbe nicht mit christlicher Fürsorge betreiben, sondern dasselbe mehr als Aushängeschild benutzen, um mit Hilfe besonders des Schnapses auf den Bauernfang auszugehen. Man sitzt ohnehin nur mit Verdruß in diesen Kneipen, da man das Gefühl nicht los werden kann, daß dieser kurze, fette, verdrossen aussehende Bursche, der mit untergeschlagenen Armen in der Stube spaziert, sich von dem Schweiß der armen Bauern mästet, die sich bei der dürftigsten Nahrung, nur mit Hemd und Leinwandhose bekleidet, von früh bis spät auf ihren steilen und unfruchtbaren Feldern abmühen. Indes der jüdische Wirt, den ich hier vor seinem Hause traf, wie er einige Mönchswieser Bauern überwachte, die auf einem Tische einige Schafe für ihn schoren,

machte eine sehr bemerkenswerte Ausnahme. Schon äußerlich von mehr germanischem Aussehen, hager und blond, empfing er mich freundlich und geleitete mich hinein, wo er mir einen Wein kredenzte und mich bat, einen echten Borovička zu kosten, den er selbst gebraut hatte, wie auf seiner Karte zu lesen war: „Philipp Singer, Erzeuger von echtem Borovička und Slivovitz, Briczo, Thuróc.“ Der Wachholder, denn das ist der Borovička, war vorzüglich, nicht das, was man bei uns mit diesem Namen tauft, ein Korn mit etwas Wachholdergeruch, nein, ein unverfälschter Wachholdergeist, wie jener, der von einem Bauer in geheimnisvoller Abgeschlossenheit der Krainer Berge gebraut, von mir mühsam erstanden und zu Hause triumphierend meinen Freunden vorgesetzt wurde. Aber die Freunde spuckten, husteten und schimpften auf das teuflische Terpentingebäu, das Mehle und Magen verpiche. Zugegeben, daß man über den Wohlgeschmack dieses Berggeistes streiten kann, so ist er unbestritten von unübertrefflicher Wirkung bei allen menschlichen Unbequemlichkeiten, Schwachheiten und Gebrechen. Singer läßt die Beeren auf den benachbarten Bergen sammeln und „erzeugt“ den Geist in einem kleinen Apparate, den er mir zeigte, ohne jeden Zusatz; es wird, wie ich unter Brüdern bemerke, das Liter etwa zu 40 bis 50 Kreuzer loco verkauft.

Wie ich von Singer erfuhr, bestand auch in Münichwies früher die Hausgenossenschaft, ist aber teils infolge der Gesetzgebung 1847—1848, welche die bis dahin verbotene Teilung des Grundbesitzes aufhob, teils infolge der zunehmenden Unverträglichkeit verschwunden, und auch die alten großen Geschlechtshäuser, wie man sie nicht unpassend nennen kann, sind meist schon abgebrochen. Münichwies führt bei den Slowaken den Namen Briczko (cz = z, es = sch) und ist in sechzehn „Gründe“ geteilt, welche nicht etwa, wie die deutsche Wanneneinteilung, landwirtschaftlichen Zwecken dient und bloß die Feldmark umfaßt, sondern die gesamte Dorflage, Dorf und Feld abteilt. Von diesen Gründen führen einige ausschließlich slawische Namen, z. B. djevnar, temešinko žiak, kostoleck. Ähnliche Verhältnisse machen die Annahme des gelehrten Archivars Kriškó in Kremnitz wahrscheinlich, daß diese Dörfer, zumal soweit sie besondere slawische Benennungen tragen (was nicht bei allen der Fall ist, z. B. nicht bei Berg, Blofuß, Kuneschhau), früher von Slowaken bewohnt waren, durch den Mongolensturm verödeten und dann von Deutschen neu besetzt wurden. Wie schon hieraus hervorgeht, kann von einer deutschen Bevölkerung, die auf germanische Reste der Völkerwanderungszeit zurückginge, keine Rede sein. Das wird auch durch die Anlage der Orte bestätigt, die, soweit ich sie gesehen habe, keine Adörfer sind, sondern, nach der von Meitzen (Die Ausbreitung der Deutschen; Sena, 1879) näher geschilderten Art der mittelalterlichen Siedeldörfer angelegt, nur eine lange Gasse bilden, die bei der über zweitausend Seelen ansteigenden Bevölkerung derselben eine stundenlange Ausdehnung erreicht, ein für den nach dem Wirtshause ausschauenden Touristen höchst verdrießlicher Umstand, der

zwar eine erste Übersicht insofern erleichtert, als man nur geradeaus zu gehen hat, um alles wie an der Schnur aufgereiht zu sehen, der aber jede eingehendere Untersuchung durch das fortwährende Hin- und Wiederlaufen sehr zeitraubend macht. Die Länderei schließt sich unmittelbar an den Hof an, von einer Einteilung in Gewanne scheint keine Spur zu sein, indes konnte ich bei meinem gemessenen Aufenthalte dieser Seite nicht die verdiente Berücksichtigung schenken.

Münichwies war das erste Dorf, in dem ich Gelegenheit fand, leider nicht die schon erstorbene Hausgenossenschaft, aber doch noch eines der alten Geschlechtshäuser kennen zu lernen, die mit ihren Hünengestalten dastehen als Zeugen einer uns heutige Deutsche fast vorfindtlich anmutenden Gesellschaftsordnung. Erst vor zwei Jahren war ein solches Haus „gewälzt“ worden, das in seinen Räumen fünfzig, nach Singer sogar siebenzig Bewohner geborgen hatte; allerdings war das Zusammenleben schon in letzter Zeit ein mehr äußerliches gewesen: jede Familie hatte schon ihren besondern Platz am Herde, ja es kamen wohl zu diesem Behufe in einer Stube zwei Öfen mit Herd vor.

Noch zehn Minuten Feldweges, und ich gelangte an die ersten Häuser des in schluchtartigem Einschnitt zwischen zwei hochansteigenden Berglehnen lang ausgezogenen Dorfes, eines der ärmsten unter den Haudörfern, dessen Felder so abschüssig liegen, daß sie nur mit der Haue bearbeitet werden können. Bei der ungenügenden Beschaffenheit der Länderei ist die Hofbildung verkümmert, Scheunen, Ställe sieht man, vielleicht auch in Folge der neuerlichen Zersplitterung, wenig, Haus reiht sich an Haus an beiden Seiten des seichten Baches, lauter kleine, einstöckige, aus vollen Balken offenbar neu gezimmerte Häuschen, ganz schmuck im frischen Holzglanz, eins genau wie das andre, die Thür mitten in der Längsseite, auf einer Seite der Flur die Stube, auf der andern ein oder zwei Kämmerchen, auf die einfachsten Bedürfnisse einer Familie berechnet, das Ergebnis der Aufteilung, vielleicht vier bis fünf an Stelle des alten „gewälzten“ Geschlechtshauses. Dann aber fällt der Blick auf ein Gebäude ganz andrer Art, das sich über die andern Zwerge reckt, „wie der Hirsch über dem Hasen steht,“ fast noch einmal so lang und hoch, einsam steht es heute da, ehrwürdig und mächtig schaut es herab auf die entartete Nachkommenschaft; diese tiefgebräunten Balken, rußgeschwärzt über dem Rauchloch am Dache, haben Jahrhunderte gesehen. Auf den ersten Blick leuchtet es ein, daß dies Haus niemals für eine einzige Familie hergestellt sein konnte, am wenigsten in jener alten Zeit, es war von Anfang an bestimmt, ein ganzes Geschlecht aufzunehmen.

Als ich staunend vor dem Hause stand, trat ein junger Bursche herzu: einer von denen — ein glücklicher Zufall wollte es —, die ich vor dem Wirtshause gesehen hatte, und zeigte sich bereit, mich in dem Hause, dem er selbst angehörte, herumzuführen. Das Haus Nr. 7 führt den Hausnamen Elschler, slowakisch Zabojnik; obgleich es im ganzen die alte Einrichtung bewahrt hat,

ist es doch infolge der schon seit längerer Zeit durchgeführten Realteilung der Räume unter die Familien nicht überall möglich, die älteste Benutzungsweise zu erkunden, und einige Kammern, die den Brüdern meines Führers gehörten, blieben mir verschlossen.

Auch hier liegt der Eingang wie bei den kleinen Häusern, welche offenbar ihre Vorgänger nur kopiert haben, ziemlich inmitten der Längsseite; durch die Hausthür, die früher in einfachster Weise ohne Thürstock in die abgeschnittenen Wandbalken eingelassen war, führte ein durchgehendes, geräumiges Vorhaus — „Haus“ schlechthin — dessen Flur den Namen „Ärn“ führt. Den ganzen rechten Teil des Gebäudes nimmt die weitläufige, etwa sieben Meter im Geviert haltende Stube ein, früher der gemeinschaftliche, regelmäßige Aufenthalt der Hausgenossen, wo man kochte, aß, arbeitete und wohl auch schlief. Aber die Stube in Münichwies unterscheidet sich von den Stuben in allen andern mir bekannten deutschen Dörfern dadurch, daß sie wesentlich nach slowakischer Art eingerichtet war, Backofen und Herd wie in Badičov zu einem Ganzen verbunden enthielt, nur in weit größerem Maßstabe. Der ungefähr zwei Meter hohe, zweiundeinhalb Meter nach jeder Seite messende viereckige Ofen ist ebenso in die Ecke hineingebaut; vor dem großen, nach der Stube gähnenden Ofenloch, das zwanzig Brote fassen kann, legt sich wie eine Stufe etwa siebzig Centimeter hoch der nicht viel über Bankbreite haltende Herd. An der andern freien Seite des Ofens befindet sich eine Bank; den Raum daneben bis zur Stubenthür nimmt eine Leinstampfe ein. Die Ecke an der andern Seite der Thür war früher einer Ölstampfe zugewiesen, an den übrigen Wänden laufen feste Bänke ringsum. In den von diesen Bänken, nämlich der die ganze Giebelseite des Hauses einnehmenden Langbank, unter deren Mitte sich ein Hühnerkasten befindet, und zwei kürzeren Bänken längs den anstoßenden Seiten gebildeten zwei Ecken stehen zwei auffallend kleine Tische, deren vier Füße dicht über der Erde durch einen Bretterboden verbunden sind, der die „Kant,“ eine Wasserkanne, trägt. Fügen wir noch einige elende Stühle oder Schemel hinzu, so haben wir die ganze Ausstattung der Wohnstube erschöpft; der Mittelraum derselben bleibt für die Geschäfte des Tages und das Nachtlager verfügbar. Heute ist die Abteilung der Stube so durchgeführt, daß meinem Führer durch eine Luftlinie, welche den einen Tisch durchschneidet, eine Strecke an der Längswand zugewiesen ist, aber er klagte, im Gegensatz zu der früheren Verträglichkeit bezeichnend genug, bitter und fast leidenschaftlich über die rücksichtslose Härte, mit welcher sein anscheinend in seinem Erwerb besser gestellter Bruder, der sich doch schon ein besondres Häuschen gebaut hatte, ihm und seiner Familie entgegengetrete.

Ungefähr einen Meter unter der Stubendecke laufen von einer Längswand des Hauses zur andern vier runde Balken, „Träume,“ einer in der Mitte, einer dicht an der Giebelwand, zwei dicht an der Wand des Vorhauses, letztere zum

Auflegen des Brennholzes dienend. An diesen Trämen sind einige Schweberecke, „Stängel,“ zum Kleibertrocknen angebracht. Ich bemerke gleich hier, daß anderwärts, z. B. in Gaidel und Krickerhäu, wenigstens in den größeren Gebäuden zu den „Trämen“ noch ein anderer Hauptbalken hinzukommt, der Krost, der die Stube in der Richtung von Giebel zu Giebel durchzieht und auf dem die Träme ruhen. Durch fünf Fenster von etwa einem halben Quadratmeter mit kleinen, aber nicht runden Scheiben wird die Stube zur Genüge erleuchtet.

In die andre Hälfte des Hauses teilen sich zwei Kammern, von denen ich jedoch nur die meinem Führer gehörige besichtigen konnte; sie enthielt zwei Betten, das eine, wohl das Ehebett, fast quadratisch, eine kurze Bank, einen Schrein, einen Kasten, ein Faß und in einer Ecke einen niedrigen Bretterverschlag, um allerlei hinaufzulegen; zwei Holzständer stützten die bei dem alten Hause schon baufällige Decke.

Von dem „Hause“ führt eine in ihrer Einfachheit merkwürdige Treppe in den obern Stock. Ihre elf Stufen sind nichts andres als einfache, durch die Länge der Benutzung in der Mitte tief ausgetretene Baumabschnitte, welche auf zwei von oben nach unten in schräger Richtung herablaufenden Ansbäumen (altes oberdeutsches Wort für Tragbaum), ein jeder vermitteltst zweier senkrecht eingefügten, fingerlang herausstehenden Stöcke, festgehalten werden. Die obere Einteilung des Hauses scheint auf den ersten Blick genau die untere zu wiederholen. Über dem Vorhause ein Mittelraum, rechts die „Oberstoben“ über der Wohnstube, links zwei durch nackte Balkenwände abgeschlagene Kammern mit Thüröffnung, aber ohne Thür. Dazu sind offenbar später für neue Bedürfnisse von dem Mittelraume zwei weitere Gelfasse abgeteilt. Indessen ist diese Übereinstimmung nur Schein. In Wirklichkeit ist die „Oberstobe“ nur ein kahler Bodenraum, wie denn auch der Dachboden über der obern Kammer denselben Namen „obere Stobe“ trägt. Dagegen bietet die andre Hälfte des Gebäudes mit den obern Kammern und dem Mittelraume einen wirklichen, wenn auch niedrigen Mittelstock, der aber nur inwendig eingelegt ist und in der äußern Ansicht des Hauses höchstens dadurch angedeutet wird, daß die gleichmäßig ohne Unterbrechung durch überschießende Balkenköpfe einer Zwischenlage hinauf geschichteten Wandbalken auf der Kammerseite etwa einen halben Meter höher ansteigen als auf der Seite der Stube, ohne daß indes, soviel ich sah, der gleichmäßige Verlauf des Daches und Firstes beeinträchtigt wäre. Der Zwischenstock wird außer der Erhöhung der Wand auf dieser Seite dadurch gewonnen, daß den untern Kammern im Verhältnis zur Stube eine sehr geringe Höhe gegeben ist. Da, wo die beiden Wandhälften am Dache zusammenstehen, zeigt sich eine Lücke, welche dem Abzuge des Rauches zu statten kommt und samt ihrer Umgebung rußgeschwärzt erscheint; Kamin und Schornstein kennt das Münichwieser Haus ebensowenig wie der alte Bau der andern deutschen Dörfer und der Slowaken. Das ziemlich hohe Dach besteht im obern Teile aus Stroh,

an das sich unten einige Schindellagen anschließen. Das Äußere des Gebäudes fällt außer durch die hochreichende Wandfläche auf durch das merkwürdige Aussehen der Giebelseite. Der sonst nur mit senkrechten Brettern verschlagene Giebel hat nämlich einen nur etwa einen Meter langen Walmanfag, das schon von Schröber in seiner Beschreibung des Gaidler Hauses bemerkte „Thürmel,“ das wohl den Zweck haben soll, die untern Bretter zu schirmen. Den gleichen Zweck strebt ein kurzes, vorspringendes Schutzbach an, welches diese Giebelbretter von den unten anstoßenden Wandbalken der Giebelseite trennt, ein Vordach, das ich mich erinnere auch in den slowakischen Dörfern bei Sillein gesehen zu haben.

Ich habe bei der Beschreibung dieses Mönichwieser Hauses etwas verweilt, weil es das erste Geschlechtshaus war, das ich sah, zugleich eines der ältesten und nebenbei das einzige, welches ich Gelegenheit fand so genau zu besichtigen. Das Haus ist indes noch aus einem besondern Grunde merkwürdig. Es unterscheidet sich von dem Bau in allen andern deutschen Dörfern durch die Annäherung an slowakische Art, einmal in der Einrichtung der „schwarzen Stube“ mit Herd und „Rauchofen,“ eine Benennung, die sie mit demselben Rechte führt wie die tschornaja izba der Russen, und vielleicht in der Einstöckigkeit, denn in allen andern Hausdörfern, die ich gesehen, haben die Häuser regelmäßig zwei volle Stock. Indes darf man nicht vergessen, daß ich in Mönichwies nur dies eine alte Haus gesehen habe und daher nicht dafür einstehen kann, daß es in allen Stücken den ortsüblichen Typus wiedergiebt. Da ich späterhin auch in Krickerhäu ähnliche einstöckige Häuser bemerkte, ist es wahrscheinlicher, daß diese Abart eine durch Armut der Besitzer bedingte Verkümmerng darstellt oder daß sie als der letzte Rest einer frühern einfachern Bauweise, eine Übergangsform aus dem einstöckigen Bau anzusehen ist.

Die Nachmittagsstunde war schon vorgerückt, als ich den im Westen des Ortes ansteigenden Berg auf einem Fußpfade überschritt und unten wieder auf die neue Straße traf, die in zweiundeinhalb Stunden von Singers Wirtshaus durch stilles Waldgelände nach Gaidel führt. Der kühlere Hauch des Abends machte sich wohlthuend bemerklich, als ich die ersten Häuser erreicht hatte und die lange Zeile des Dorfes aufmerksam nach beiden Seiten spähend abzuschreiten begann, wobei mir vor allem auffiel, daß in Gaidel noch überall die alten Häuser erhalten waren. Vorn im Dorfe traf ich einen alten Bauer vor seinem Hause stehen, dessen ganze Erscheinung meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Eine milde, fast kindliche Freundlichkeit sprach aus seinen offenen Zügen und seinen klaren, hellblauen Augen, während die grauen, auf den Rock fallenden Locken und die schön geschwungene Nase seinem Gesicht einen Ausdruck von Würde, ja fast von Adel gaben, den man bei unsern Bauern selten findet und der in auffallendem Gegensatz stand zu seiner mehr als dürftigen Kleidung. Er trug das gewöhnliche Arbeitsgewand der deutschen Bauern, eine bequeme weiße Linnenhose, die um den Leib geschnürt wird, und ein nicht über, sondern

höchstens auf die Hofe fallendes Hemde von gleichem Stoff, so kurz, daß der Bauer beim Bücken der lieben Sonne einen guten Abschnitt seines Rückens entblößt, eine Reverenz, über die sie mit einem indianerrotten Siegel quittirt. Auch in Gaidel sind die alten Hausgenossenschaften schon in Trümmer gegangen. Der Greis erinnerte sich noch wohl der Zeit, da alle an demselben Tische gegessen hatten, auch er beklagte das Aufhören der gemeinsamen Wirtschaft, die sich nicht mehr halten könne, „weil sie sich nicht mehr vertrügen,“ und er behauptete, daß seitdem das Dorf in Verfall gerate. Indem ich noch mit dem Alten sprach, kam eine junge Frau aus dem Hause und begrüßte mich, als sie einen Fremden dort stehen sah, mit den Worten: „Nun, wo gehst hin, Better?“ eine vertrauliche Anrede, die mich in ihrer Schlichtheit ebenso angenehm berührte, wie das Du, welches man in den Gebirgen von Tirol und Kärnten noch oft genug zu hören bekommt. Weniger anmutend war es mir — ich gestehe es offen —, wenn ich mich schlechtweg als species homo klassifiziren hörte, wie z. B.: „Guten Tag, Mensch“ oder „Wer ist der Mensch?“ Die gewöhnliche Anrede der älteren Leute ist in Gaidel „Betterla“ und „Miemela“ (von Ruhme), „Mieme,“ Miemela bezeichnet jedes verheiratete Frauenzimmer, während alle Jungfern, ob alt oder jung, „Mädela“ heißen; in Krickerhäu sagt man statt „Better“ lieber „Schwager“ oder „Bruder.“ In der That sind die Leute in den Bauerndörfern durch die fortwährenden Zwischenheiraten — aus dem Orte wird sogut wie nie geheiratet — fast alle miteinander irgendwie verwandt, wie auch die Zahl der vorkommenden Familiennamen, z. B. in Krickerhäu, verhältnismäßig gering ist. Ähnliche Gewohnheiten finden sich übrigens auch bei uns; in Norddeutschland z. B. entspricht dem obigen Ausdrucke durchaus „Vadder“ (für Gevatter) und „Wäsche,“ Vase, Väschen, Benennungen, womit sich die erwachsenen Einwohner desselben Dorfes oder auch der Nachbardörfer anreden.

Das Dorf Gaidel, am Südbahange des Berges Klaf an einem Quellbach der Neutra gelegen, zeigt einen von Münichwies sehr verschiedenen Anblick. Seine jetzige Lage — ursprünglich soll es tiefer in den Bergen angelegt gewesen sein — ist ebener, günstiger, und die durch einen Flechtzaun geschlossenen, zum Teil umfangreichen Höfe deuten auf eine mehr bäuerliche Beschäftigung; aber, was umso mehr verwundern muß, während in dem ärmeren Münichwies die alten Geschlechtshäuser schon meist verschwunden sind, stehen sie hier noch mit ihrer düster gebeizten Balkenfronte eins nach dem andern hinter dem Hofzaune die Straße hinab. Denn — im auffallenden Gegensatz zu alter deutscher Bauernsitte in allen Gegenden Mitteldeutschlands, wo der sehr unpassend sogenannte fränkische Hofbau mit getrennten Gebäuden herrscht — das Wohngebäude kehrt seine Längsseite der Straße zu. Es steht meist vorwärts im Hofe, um dessen andre Seite Scheune, Ställe und der Erdäpfelkeller sich gruppieren; indes vermißt man eine rechte Gleichmäßigkeit der Anlage, und das Ganze hat fast mehr Ähnlichkeit mit dem ordnungslosen Streubau des norwegischen

Gaard als mit der festen Gliederung des altdeutschen Hofes. Ebenso auffallend ist der Umstand, daß in allen Haubdörfern das Hauptgebäude, das Geschlechts- haus, niemals Stallungen enthält, im vollsten Gegensatz zu dem deutschen Hofbau vom Chiemsee bis hinauf nach Braunschweig, der in seiner älteren und ursprünglicheren Gestalt — ein Punkt, in dem ich den Ausführungen Hennings in seinem verdienstvollen Buche über das deutsche Haus aufs entschiedenste widersprechen muß — regelmäßig mindestens das Hauptvieh, die Ackertiere, Pferde oder Ochsen, einschließt. Der deutsche Bauer hielt es von jeher für notwendig, sein wertvollstes Vieh stets unter Augen zu haben, eine wirtschaftliche Grundanschauung, die ihn allein schon von den Scandinaviern und den in die Gebirge von Südtirol, Kärnten, Steiermark geflüchteten Reste der ostgermanischen Gothen und Rugen scheidet, bei denen dergleichen nie vorkommt. In einem andern Stück hingegen gleicht die Einrichtung des Gaidler Hauses wieder der deutschen, darin, daß der Herd nicht, wie bei der alten kärntischsteirischen „Rauchstube“ (vergleiche die nordische rögstue) in der Stube steht, sondern in einem besondern Herdraume.

Das Wohnhaus in Gaidel (die Abbildung bei Schröer, das Bauernhaus auf der Ausstellung, giebt kein vollständig zutreffendes Bild, die Kammerseite ist zu kurz geraten) ist immer zweistöckig; die vorspringenden, geschnitzten Schrotköpfe tragen zuweilen einen Umgang, manchmal bloß ein Brett; immer ist hier der untern Hausthür entsprechend eine obere Thür, auch dann, wenn man in Ermangelung selbst eines Brettes davor sie garnicht benutzen kann. Das „Thürmel“ kann durchaus nicht als regelmäßig gelten, oft ist das Giebeldach bis tief hinab gewalmt. Auch in Gaidel führt die Thür in der Mitte der langen Seite in das „Haus,“ in dessen Hintergrunde die Küche abgeteilt ist, der niedrige Herd an einer Seite ist nischenartig in ein Mauerwerk eingewölbt, wie ein Kamin, aber auch hier ohne Rauchfang, der Rauch entweicht durch die obere Hälfte der hintern Hausthür, einer altdeutschen Doppelthür, die zu diesem Zwecke stets offen gelassen wird, und giebt dem ganzen darüber gelegenen Balkenwerke einen fast verkohlten Anstrich. Hinter dem Herde erblickt man in der Wand das Ofenloch, von dem der weit in die auch hier diese ganze Hälfte des Hauses einnehmende Stube hineinragende Kachelofen beschickt wird. An der andern Seite der Stubenthür sieht man den „Kolosfen,“ eine an der Wand angebrachte Pfanne, auf der zur Winterszeit zur Erleuchtung zerhackter Rien u. dergl. gebrannt wird; eine darüber befestigte Art von Hut, von etwa einem Fuß Durchmesser, sammelt den Rauch und setzt sich in einen Schlauch fort, welcher denselben durch die Wand auf das Vorhaus abführt. Die ganze Vorrichtung findet sich wieder in dem allerdings ziemlich dreimal so großen „Leinhuet“ des Egerlandes und der angrenzenden Pfalz, sowie in der leva der Slowenen, einem Worte, das, vielleicht früher auch bei den böhmischen Slaven gebräuchlich, dem aus dem deutschen Sprachstoffe unerklärlichen Leinhuet zu

Grunde liegen mag. Überhaupt scheint die ganze Einrichtung slawischen Ursprunges, in rein deutschen Gegenden brennt man lieber den Langspan. Hier in der Stube, wo es wärmer ist, wurde mir gesagt, schliefen die Kinder und alten Leute, vielleicht eben aus diesem Grunde ohne eigentliche Betten, während jedes Ehepaar oben im Hause seine Schlafkammer hatte.

Mittlerweile, während ich vorwärts schritt, bald an einem Zaune stehen bleibend, um einen angelehnten Pflug zu mustern, bald versuchend, in ein Haus einzudringen, verfolgt von den mißtrauischen Blicken der Bauern, war ich zu der Mitte des Dorfes gelangt, wo die Gasse in einem kleinen Plätze Raft machte, der jedoch sein Gepräge nicht in der Kirche fand, sondern in einem langen, steinernen, weißen Gebäude, das schon den anheimelnden Eindruck eines leistungsfähigen Wirtshauses erwecken konnte. „Was ist das?“ fragte ich einen dastehenden Bauer. „Das ist der Jude,“ lautete die Antwort, denn so bezeichnet der gemeine Mann, der noch wenig von Europens übertünchter Höflichkeit weiß, schlecht und recht seinen Generalgewaltigen. Ich redete noch ein paar Worte mit dem Bauer, wobei ich, zu seinem Fassungsvermögen herabsteigend, mich derselben nach unsrer Anschauung nicht sehr respektirlichen Ausdrucksweise bediente, als ich bei einer Wendung unangenehm überrascht hinter mir einen kleinen, dicken Kerl erblickte, ohne Zweifel — so flüsterte mein schuldbewußtes Gewissen — „der Jude“ selbst, der offenbar alles gehört hatte. Ich that, als sähe ich ihn nicht, und schritt auf das „Gewölbe“ zu, um an einem Tische vor der Thür mich niederzusetzen und einen Wein zu verlangen. Der Firnewein wurde gebracht, und ich fragte nun den Juden, der mittlerweile neben mir Platz genommen hatte, ob er ein Nachlager für mich hätte. Er gab eine verneinende Antwort. Übrigens, fuhr er fort, können Sie unten im Dorfe bei dem Lehrer bleiben — der Pfarrer war abwesend —, und im Notfalle ist die Stadt Deutsch-Praben nur noch eine gute halbe Stunde entfernt. Die Zeit drängte, die Dunkelheit brach schnell herein, und so nahm ich meinen Weg wieder auf die schier endlose Gasse hinab, bis ich zuletzt am Ende des Dorfes hinter der Kirche vor einem kleinen Häuschen einen jungen Mann entdeckte, der mit einer Pfeife im Munde in seinem Gärtchen auf- und abspazierte. Es konnte nur der Lehrer sein; ich sprach ihn an, erkannte aber an den ersten geradbrechten Worten, daß ich es mit einem Slowaken zu thun hatte, und zog es vor, auf die mir angebotene Gastfreundschaft zu verzichten und noch nach Deutsch-Praben hineinzumarschiren.

Es war schon ziemlich Nacht, als ich den „freundlichen Markt von städtischem Aussehen,“ wie Schwicker sich ausdrückt, erreichte. Eine kurze Gasse führte mich auf einen Raum, der die Weite eines Marktplatzes und die Ausdehnung einer Straße hatte und nur kümmerlich durch einige zwinkernde Laternen erleuchtet waren. Ich stolperte über den unebenen Boden dahin; der ganze Ort war, wie es schien, ausgestorben, bis ich endlich einen Nachtwandler auffing, der mich nach

einer dunkeln Ecke wies. Ich lenkte meine Schritte auf ein hohes, schmales, altertümlich aussehendes Steinhaus zu, an dessen gewölbtem Thorweg der Schatten eines Mannes saß, und fragte nach dem Gasthof. Es war der Wirt selbst, Braumeister Anton Kotter, ein freundlicher Mann, der mich sogleich hinführte. Endlich also zu Hause, im ersten Gasthof der „Stadt“! Ein gewerbsmäßiger Skeptiker freilich hätte Zweifel erheben können, ob das Gemach, in welches der Wirt mich geführt hatte, als eine Gaststube oder ein Privatzimmer, wo nicht eine Schlafkammer anzusehen sei. Für das erste sprach der lange Tisch in der Mitte mit der Ampel an der Decke darüber; das Bett an der Wand hingegen sprach für das zweite, und zwar mit sehr vernehmlicher Stimme, als es die zwei Kinder des wackern Kotter aufgenommen hatte, was bald geschah. Denn alles muß seine Ordnung haben, und Kinder müssen früh zu Bette gehen. Allein die Entscheidung gab, wenigstens für mich, die frohe Botschaft, daß ich einen Gulasch bekommen könnte, wenn auch einen aufgewärmten, und dazu ein Glas selbstgebrautes Bier. Der mit Kartoffelscheiben gedämpfte Gulasch erschien und war vortrefflich, das ziemlich fade Dübmbier mundete dem ausgetrockneten Gaumen herrlich! Dann verlangte ich, um die Ruhe der Familie, die offenbar auf überkneipende Gäste nicht eingerichtet war, nicht zu stören, nach meinem Nachtlager. Ich wurde eine steile Wendeltreppe, wie man sie etwa in alten Burgen findet, hinaufgeschleift und fand mich auf einem kahlen, einfenstrigen Zimmer ohne verdächtige Ahnenbilder, vor einem saubern deutschen Bett, das den Landsmann kameradschaftlich aufnahm.

Für den andern Morgen hatte Kotter eine Frau beschafft, die mir Gelegenheit geben sollte, einige alte Trachtstücke der Gegend kennen zu lernen, vor allem das „Pendelhemb,“ zwar das unscheinbarste, aber für mich von besonderm Interesse. Wenn mich Felix Dahn bei Abfassung seiner „Romane aus der Völkerwanderung“ zum Garderobier der altdeutschen Kostümtruhe ernannt hätte, würde ich seiner Urschwäbin, der Bissula, das „Pendelhemb“ gereicht haben, zumal für ihre Vorstellungen in der hohen Kletterschule. Denn das „Pendelhemb“ ist ein vorzüglicher Sportanzug, unübertrefflich für das „Rehmen“ von altdeutschen riesigen Eichbäumen, da es, aus grober Sackleinwand gefertigt, um mit dem Bajuwaren zu reden, „gar nie“ reißt und somit selbst als Fallschirm Dienste leisten kann. Ist doch das Pendelhemb, im Ernst gesprochen, der gerade Abkömmling des weiblich-germanischen Urhemdes, das ja bekanntlich keine Ärmel besaß. Es ist, wie gesagt, ein Sack von grober Leinwand, der oben, wo er enger wird, gerade über die Brust geht und durch ein „Pendel,“ Bündel, eine Binneke, über der linken Achsel befestigt wird; zwei auf dem Rücken in der Mitte des obern Saumes vernähte Bündchen werden über die Achsel genommen und vorn durch ein entsprechend angebrachtes Loch verknötet. Darüber trägt man das „Niederla,“ kein Nieder im gewöhnlichen Sinne, sondern eine Art Oberhemd: die Hauptstücke desselben, die weiten Ärmel, sind hinten durch einen handbreiten Streifen

verbunden, der faltig und krausenartig über den Nacken fällt, vorn ist es bis auf einen zwei Finger breiten Saum tief und weit eingeschlitzt. Das „Niederla“ und seine Sippe ist heute in Deutschland selten geworden, läßt sich aber noch immer von dem „Schall“ Tirols, dem „Busenpfad“ Kärntens bis zum „Nydél“ (Oberteil) der schwedischen Dalkarle nachweisen. Die übrigen, auch bei Schröder (Bauernhaus u. s. w.) aufgeführten Gewandstücke, die weniger alt sind und erst einem späteren Mittelalter angehören, wie Kittel, Brustfleck u. übergehe ich.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch, daß in den umliegenden Dörfern, ja bis vor kurzem in Deutsch-Praben selbst, die alte Totenklage noch lebendig war. Die Weiber umstehen dabei die Leiche und ergehen sich dabei laut jammernd in Wendungen und Redensarten wie der folgenden, die ich mit Mühe einer alten Frau entlockte: „Ach tu mein, du hast mi gelassen, was soll i jekz anfangen, was mit soviele Kinder, ich ha di ja genug gepflegt, das hat nicht geholfen.“ Bei den Slowaken wird die Totenklage singend abgeleiert, bei den Deutschen gesprochen. (Weitere Beispiele s. bei Schröder.)

Da ich noch an demselben Tage nach Znyó zurückkehrte, unterwegs aber in Gaidel und Münichwies eine Nachlese halten wollte, mußte ich mich zeitig auf den Weg machen. In Münichwies traf ich den Pfarrer, einen schönen, kräftigen Slowaken, den ich unter anderm nach einigen Angaben Schröders befragte, welcher den Münichwiesern eine vollständige sittliche Verwilderung in die Schuhe schiebt; indes der geistliche Herr wollte von dergleichen nichts wissen, stellte überhaupt seinen Pflegebefohlenen ein günstiges Zeugnis aus: sie seien nüchterner als die Slowaken, auch nicht so „teck“ (wohl lärmend und zänkisch). Wie mir Singer sagte, sollen sich die Münichwieser eines übermäßigen Kinderreichtums erfreuen, eines Segens, welchen die Nachbarn, ohne Zweifel besser berichtet als Schröder, dem Wasser des Ortes zuschreiben, also einem Kinderbrunnen, der dereinst gefaßt, etikettirt und versandt den Münichwiesern ungezählte Schätze eintragen wird. Am Abend war ich wieder in meinem einfachen, aber behaglichen Wirtshaus in Znyó, das ich jedem meiner Landsleute, der in diese Gegenden verschlagen werden sollte, nur empfehlen kann. Folgenden Morgens bestieg ich die Bahn, die den Reisenden in einer kleinen Stunde auf die Wasserscheide zwischen Waag und Gipel (Station Berg) trägt, von wo man in wenigen weiteren Minuten nach der Station Kremnitz hinabrollt.

